Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 303. Berlin, Montag, den 18. Juni 1894. XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Während sich die innere Politik bei uns schon anschickt, sich in
den Sommerschlaf zu verlieren, erfo[illegible] die auswärtigen Vorgänge
eine erhöhte Aufmerksamkeit von Seiten der mit ihrer Behandlung
betrauten Beamten des neuen Kurses. Der an und für sich ziemlich
belanglose Zwischenfall des kongolesischen Abkommens zwischen
England und König Leopold von Belgien hat dadurch eine erhöhte
Tragweite erhalten, daß der plötzliche Tod des Sultans von Marokko
die Machterweiterungsbestrebungen der europäischen Kabinette auch
an einem andern Punkte des afrikanischen Kontinents greller als
sonst hervortreten ließ. Frankreich, das sich in zielbewußtem Streben
unter den einander ablösenden Ministerien der [illegible] fünf Jahre
bemüht hatte, seinen westafrikanischen Besitzstand mehr und mehr zu
vergrößern, ersah in dem Umstande, daß das kongolesische Ab-
kommen den Engländern die Möglichkeit einer Verwirklichung ihres
Traumes gab, den Nil mit dem Kaplande in direkte Verbin-
dung zu setzen, eine direkte Beeinträchtigung jener Herrschafts-
ansprüche, welche die Republik auch in Centralafrika erworben zu
haben glaubte. Mit jenem leicht entzündlichen Chauvinismus, der
jenseits der Vogesen stets für ein Butterbrod zu haben ist, erhitzte man
sich gegen das „perfide Albion“. In London würde man vielleicht
diesem französischen Entrüstungsschrei mit kühlem Lächeln Stand
gehalten haben, wenn nicht auch von deutscher Seite ein besonnenerer,
aber zugleich doch auch entschiedener Einspruch gegen das mit solcher
Heimlichkeit betriebene Abkommen zwischen dem Kongostaate und
dem Kabinet von St. James eingelegt worden wäre. Der deutsche
Einwand gegen den Vertragsschluß basirte, ohne jede Emphase, auf
rein staatsrechtlicher Erwägung. Der neutrale Kongostaat ist ein
Gemeinwesen, das seine staatsrechtliche Existenz der Unterschrift der
Reihe jener Mächte verdankt, die den Kongovertrag vom 25. Februar
1885 unterschrieben haben. Ein solcher Staat, dessen Neutra-
lität europäisch verbürgt ist, hat naturgemäß nicht das
Recht, auf eigne Faust Vereinbarungen zu treffen, welche
in ihren Konsequenzen dazu angethan wären, diese Neutralität
in Frage zu stellen. Darauf gründet sich der Einspruch
Deutschlands. Das ist ein klarer Standpunkt, dessen innerer
Logik, wie es scheint, sich auch die englische Presse nicht hat ver-
schließen können, obwohl Lord Rosebery selbst noch keine Miene ge-
macht hat, von dem Fehltritt, den er gethan, zurückzukommen.

Wenn es in dieser Angelegenheit einen dunklen Punkt giebt, so
ist es der, daß man nicht begreift, wie ein Monarch von der Be-
sonnenheit des Königs Leopold von Belgien sich überhaupt entschließen
konnte, sich auf ein derartig fragwürdiges Unternehmen einzulassen.
Es ist wahr, der König hat für den unabhängigen Kongostaat
große persönliche Geldopfer gebracht, und es ist nicht unmöglich,
daß seine Rathgeber ihm das Erträgniß aus dem an England zu
verpachtenden Landstreifen als ein gerechtes Aequivalent für die
Summen dargestellt haben, die der kolonialfreundliche Monarch in
das Kongounternehmen hineingesteckt hat. Aber der Wunsch, auf
diese Weise anscheinend verlorene Summen wenigstens theilweise
wieder zu gewinnen, durfte die Rathgeber des Königs doch nicht
so weit verblenden, daß sie das wichtigste Palladium des Kongo-
staates und Belgiens, nämlich die Neutralität, in offenbare Gefahr
brachten, fernerhin nicht anerkannt zu werden. Wie die Dinge
heute liegen, wird schließlich dem König von Belgien, der ja dem
belgischen Staate binnen zehn Jahren ein Heimfallsrecht seiner kongo-
lesischen Souveränetät zugewiesen hat, nichts übrig bleiben, als von dem
mit England abgeschlossenen Vertrage einfach zurück zu treten — eine
Niederlage, die bei einiger politischer Klugheit wohl zu vermeiden
gewesen wäre. Es liegt auf der Hand, daß die zunächst betheiligten
Staaten versuchen werden, dem Könige den Rückzug so bequem als
möglich zu machen, um sowohl die Eigenliebe wie das Ansehen des
Souveräns nach Kräften zu schonen. Ob es dazu nöthig sein wird,
eine besondere Konferenz einzuberufen, steht noch dahin. Aber jeden-
falls wird man in England in diesem Falle eingesehen haben, daß
die viel gerühmte Politik der freien Hand, die man namentlich
Deutschland gegenüber dort so gern zu pflegen liebte, auch zeit-
weilig ihre peinlichen Nebenwirkungen besitzt. England hat ohne
Zweifel guten Grund, sich die Sympathien des deutschen Reiches
nicht zu verscherzen und des Goetheschen Spruches eingedenk zu sein:

„Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand 'was zu Lieb'.
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn Du nehmen willst, so gieb.“

Gerade jetzt, da über den marokkanischen Staat eine Art außer-
gerichtliches Erbschaftsverfahren eröffnet zu sein scheint, muß diese
Mahnung den britischen Staatsmännern sehr nahe gelegt worden
sein. England, das durch den Besitz von Gibraltar den Eingang
ins Mittelmeer beherrscht, kann natürlich nicht ruhigen Auges zu-
sehen, [illegible] das gegenüberliegende Marokko etwa in den Herr-
schaftsbereich Frankreichs fiele — Frankreichs, das von seinen
algerischen [illegible] als Nachbar schnell bei der Hand sein
kann, um jene [illegible] mit Beschlag zu belegen, auf
die es schon [illegible] Jahrzehnten sein gieriges Auge ge-
worfen. Freilich [illegible] auch Spanien in erster Reihe bei
diesem marokkanischen Erbschaftsstreit betheiligt. Allein die
Macht dieses Landes fällt kaum ernstlich ins Gewicht, angesichts
namentlich der finanziellen Schwierigkeiten, in denen es sich befindet.
Nun hat man von Madrid aus allerdings an Marokko sehr be-
rechtigte Geldforderungen zu stellen, deren Eintreibung durch den
Tod des Sultans einigermaßen erschwert werden dürfte. Deshalb
geht man auf spanischer Seite darauf aus, durch einen Gesammt-
druck der Mächte auf den neuen Herrscher von Marokko, den zweiten
Sohn des verstorbenen Sultans, die rasche Erledigung der spanischen
Forderungen zu erzielen. Hätte man in Spanien verstanden, sich mit
Deutschland gut zu stellen, wäre die Volksvertretung in Madrid
nicht in so eigenthümlicher Weise in der jüngst schwebenden Handels-
vertragsangelegenheit gegen die gerechten Ansprüche des deutschen
Reiches aufgetreten, so würde man wohl in Berlin Veranlassung
gefunden und genommen haben, um den spanischen Wünschen ein
weit gehendes Entgegenkommen zur Verfügung zu stellen. Wie
aber die Dinge liegen, hat die deutsche Reichsregierung absolut
keinen Grund, ihren schwerwiegenden Einfluß zu Gunsten Spaniens
in die Wagschale zu legen, und so dürfte man, wenn auch etwas
spät, in Madrid zu der Erkenntniß gelangt, daß es nicht
wohlgethan war, sich die Sympathien eines großen und mächtigen
Staates, wie es eben Deutschland ist, vollständig zu entfremden.
Beide Mächte, England wie Spanien, können also in den Ereignissen
von Marokko und im Kongo eine Art von Denkzettel erblicken, der
ihnen die Erwägung nahe legen muß, wie werthvoll unter Um-
ständen der moralische Beistand des deutschen Reiches werden kann.
Und wenn die Staatsmänner an der Themse wie am Manzanares
diese Lektion beherzigen, so werden wir in Deutschland die Letzten
sein, die Ursache hätten, sich über die Ereignisse der letzten Wochen
zu beklagen.

Dieselbe Zurückhaltung in Bezug auf die Begünstigung eng-
lischer, französischer oder spanischer Bestrebungen in Marokko legt man
in Italien und in Rußland an den Tag, wo man ebenso der do ut des-
Politik huldigt, wie nach Außen unter dem neuen und alten Kurse in
Deutschland. Freilich sind die Italiener in diesem Augenblick übel
genug daran. Ihre Regierungsverhältnisse sind die unglückseligsten von
der Welt und dies Elend wird nur noch durch die Zwangslage über-
troffen, in der sich die wirthschaftlichen und finanziellen Angelegen-
heiten des jungen Königreichs befinden. Zwar hat sich Crispi mit
seinem alten, nur wenig modifizirten Ministerium dem Parlament
aufs neue vorgestellt. Allein der von ihm in Szene gesetzte
„falsche Abgang“ hat nicht dazu beigetragen, sein Prestige zu er-
höhen. Wohl blieben seine parlamentarischen Widersacher außer
Stande, ein lebensfähiges Kabinet zu bilden oder ein rettendes
Programm aufzustellen. Aber bei der Zerfahrenheit der parlamen-
tarischen Zustände hat dieser negative Sieg Crispis wenig dazu
beitragen können, ihm die entfremdeten Geister wieder zuzuführen.

Auf der anderen Seite hat sich König Humbert augenscheinlich
noch nicht dazu bestimmen lassen, seinem Ministerpräsidenten die
Vollmacht zu ertheilen, durch Auflösung der Kammer an das Land
zu appelliren. Vielleicht liegt auch Crispi wenig an einer solchen
Vollmacht, da er sich möglicherweise vorhersagt, daß die Neuwahlen auf
der Platform einer Steuererhöhung von vornherein wenig Aussicht
böten, ihm einen Wahltrumpf zu verschaffen. Schon in den nächsten
Tagen dürfte ein erneuter Ansturm der Opposition von rechts und
links gegen die Stellung Crispis und das Finanzprogramm seines
Schatzministers Sonnino sich abspielen, und es erscheint sehr fraglich,
ob der Strohfeuer-Enthusiasmus, den das glücklicher Weise unblutig
abgelaufene Attentat auf den Ministerpräsidenten in der Kammer
entzündet hat, länger als vierundzwanzig Stunden vor-
halten werde. Bei dem Mangel an opferwilligem Patriotis-
mus, der in der italienischen Deputirtenkammer von Tag
zu Tag mehr in die Erscheinung tritt, ist kaum anzu-
nehmen, daß die Reformvorschläge des Kabinets Crispi die Mehr-
heit des Parlaments auf sich vereinen werden. Und so ist es nicht
unmöglich, daß der kaum beschworenen Ministerkrisis eine neue auf
dem Fuße folgen werde. Aus diesem Imbroglio giebt es an-
scheinend nur einen Ausweg, da man dem Ministerpräsidenten
den von ihm gewünschten parlamentarischen Gottesfrieden beständig
versagt. Dieser Ausweg bestünde in der Verleihung der von Crispi
schon so oft geforderten diktatorischen Generalvollmacht, die ihm die
Gewalt verliehe, alle jene Ersparnißreformen einfach zu dekretiren,
die ihm eine egoistische und übelberathene Volksvertretung bisher
beständig versagt hat. Ob König Humbert sich zu dieser Gewalt-
maßregel hergeben wird, steht dahin.

Vor einer ähnlichen politischen Dunkelheit befindet sich das gleich-
falls rekonstruirte Ministerium Wekerle in Ungarn. Dort hat der
Monarch in streng konstitutionellem Sinne der Versuchung Valet
gegeben, durch ein anderes Ministerium das ihm unbequem ge-
wordene Kabinet Wekerle, welches zur Zeit über die unbestrittene
Mehrheit des ungarischen Unterhauses verfügt, ersetzen zu lassen.
Aber da König Franz Joseph — gleichfalls in konstitutioneller
Gesinnung — sich nicht dazu verstehen wollte, die Politik dieses
Ministeriums Wekerle durch einen Pairsschub, der den Widerstand
der Magnatentafel gebrochen hätte, nachdrücklich zu unterstützen, so
befindet man sich vor der Möglichkeit einer zweiten Niederlage der
Ehegesetzvorlage im magyarischen Oberhause. Falls die Magnaten-
tafel bei ihrem Widerstande gegen die liberale Reformpolitik beharrt,
so ist nicht abzusehen, wie dann dem Wirrwarr, der aus solcher
Situation entspringen muß, zu steuern wäre.

Zu diesen unerfreulichen Vorgängen in der transleithanischen
Reichshälfte gesellen sich auch noch die Zustände auf der Balkan-
halbinsel, die eine wirkliche Beruhigung innerhalb der regierenden
Kreise Oesterreich-Ungarns nicht aufkommen lassen. Zwar hat der
Staatsstreich, den König Alexander von Serbien unter Anleitung
seines Vaters vollzogen, zunächst die bis dahin herrschende radikale
Partei auf das Trockene gesetzt. Aber innerhalb der verbündeten
Sieger, der Liberalen und sogenannten Fortschrittler, hat sich als-
bald eine gähnende Kluft aufgethan, und man muß den Muth des
jungen Herrschers bewundern, mit dem er eben jetzt eine Reise nach
Konstantinopel anzutreten wagt, für die ein maßgebender politischer
Grund kaum vorzuliegen scheint.

Aehnlich wie in Serbien ist auch in Bulgarien bis jetzt der
kühne Streich geglückt, mittelst dessen sich Fürst Ferdinand der Vor-
mundschaft Stambulows zu entziehen gewußt hat. Es scheint in
der That, als ob im Laufe der Jahre, während deren sich Stam-
bulow am Ruder befand, sich die diktatorischen Gelüste dieses Staats-
mannes der Bevölkerung immer peinlicher fühlbar gemacht hätten.
Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so scheint sich
nach dem Sturze des ersten Ministers auch in Bulgarien
jenes Allgemeingefühl der Erleichterung geltend gemacht zu
haben, das in Deutschland nach dem Sturze Bismarcks so
hohe Wellen schlug. Stambulow und seine Anhänger, welche
die Regierungsstellen inne hatten, wurden der Gegenstand sehr miß-
günstiger Volkskundgebungen. Und diese Stimmung hat den Nach-
folgern des sonst so bewährten Staatsmannes ihre Aufgabe augen-
scheinlich erleichtert. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß die
Herren Stoilow, Natschewitsch und Geschow sich dazu verstehen
mußten, um die Sympathien derjenigen Kreise zu werben, welche
bisher mit mehr oder weniger Berechtigung als ausschließlich
russenfreundlich angesehen wurden. Dieser Thatsache scheint man
auch in Petersburg in den letzten Tagen größere Be-

Ikarus.

Drama in 4 Aufzügen von Victor Naumann.
(Aufführung im Königlichen Schauspielhaus.)

Es ist eine rührende Geschichte von dem griechischen Jüngling
Ikarus, der seinem Vater, dem Flugapparaterfinder Dädalus, nicht
folgen wollte und zur Sonne flog, wo das Wachs schmolz, das
Bindemittel der Flugfedern, so daß der kühne Luftschiffer ins Meer
stürzen mußte.

Der Sohn wuchs über den Vater hinaus, er strebte weiter hinauf,
er wollte Uebermenschliches leisten. Und als er den Vater überflügelt
hatte, ging er zu Grunde. So der moderne Ikarus, der Schrift-
steller Robert Lambrecht. Er ist auch seinem Vater Victor
Naumann über den Kopf gewachsen und hat kläglich Schiffbruch
gelitten.

Dem talentvollen Autor schwebte ein modernes Faustproblem vor,
das Uebermenschenthum Friedrich Nietzsches. Faust-Lambrecht will
die Schranken der menschlichen Gesellschaft überspringen, nur sein
Wille ist ihm Gesetz. Sünde gilt ihm als Kraft, — Gesetz als ein Schutz-
wall für Schwächlinge, er glaubt allen seinen Leidenschaften nach-
geben zu dürfen, selbst wenn er seine nächsten Angehörigen dadurch
vernichtet. Im Grunde aber ist er nichts als ein gewöhnlicher Ehe-
brecher, der seine Sünde mit Nietzscheschen Phrasen zu rechtfertigen
sucht, er will der große Egoist im Sinne Max Stirners sein, und
bleibt doch stets die „kleine Narrenwelt“; die nur in sich das Ganze
sieht. So fliegt er zur Sonne des Uebermenschenthums empor, aber
der Schwindel erfaßt ihn und er stürzt.

Das ist zweifellos eine Figur von echt moderner Prägung, eine
Figur, die das wirkliche Leben in starke Konflikte bringen muß. Dem
Dichter aber fehlt vorläufig die Kraft, den faustisch ringenden
Schwächling wahr auf die Bühne zu stellen und so nahm er seine
Zuflucht zu allerlei abgebrauchten Theaterkniffen. Er führt seinem
Helden ein junges Mädchen, seine Nichte Martha Bode, ent-
gegen, die ihm als das Ideal einer weiblichen Gefährtin erscheint.
Er wähnt in ihr die Erlösung von seiner unverständigen und des-
halb nicht mehr geliebten Gattin zu finden, seine einsame Seele ahnt in
dem Mädchen die Ergänzung und in schnell emporflammender Neigung
küßt er Martha. Es ist das die einzige Szene des Stückes, die von
wirklichem Leben durchpulst ist, sie ist warm und kräftig voll Stim-
mung und Poesie. Hauptsächlich um dieser Szene willen wurde der
zweite Akt so stark applaudirt, daß sich der Autor seinem Publikum
zeigen konnte.

Was nun folgt, ist öde und dürr. Nur noch einmal rafft
sich der bessere Theil des Autors auf und schafft eine ori-
ginelle Szene, in der Martha ihrer Tante, der Frau Ro-
berts gesteht, daß sie ihr den Gatten genommen habe; von
da ab ist alles konventionell und gemacht. Die Flüche und die Ver-
zeihung Pastor Kerns, des Großvaters der unglücklichen Martha,
der Letzteren unendliche Fieberdelirien auf offener Szene, die biblische
Erzählung von der Ehebrecherin, die verzeihende Gattin, Marthas
Tod und Roberts Wahnsinn: das sind alles die Ingredienzien des
Birchpfeifferschen Rührstückes. Es ist kaum glaublich, wie ein Dichter
so unkonsequent sein und ein an und für sich gut erfundenes und flott
exponirtes Drama vom dritten Akte ab in so falsche Bahnen leiten konnte.
Naumann sucht offenbar nach einem neuen Stile, er will die mo-
derne Idee mit der alten Technik verbinden, die realistische Charak-
teristik mit einer starken Handlung. Er hat gefühlt, daß das aus-
giebige Charakterisiren leicht zum leeren Geschwätz wird, die starke
Handlung aber nur zu oft ins Kolportage-Romanhafte verfällt; bei-
dem wollte er entgehen, indem er die Mitte zu halten
strebte. Es gelang ihm nicht. Anstatt den geraden
Weg zwischen beiden Extremen inne zu halten, fiel er von
einem ins andere. Endlose Monologe, endlose Erzählungen
ermüden auf der einen Seite, und krasse Effekte reizen auf der anderen
zur heftigen Opposition. In allen Akten aber begegnen wir inter-
essanten Dialogwendungen, die für die freilich ebenso häufig auf-
tretenden Trivialitäten einigermaßen entschädigen.

Wie Naumann in seinem Stile durchaus unsicher ist, so ist
er es auch in der Zeichnung der Charaktere. Seine Menschen
sind alle Gliederpuppen, die in ihren Bewegungen jedem
Eindruck von Außen nachgeben. Nicht eine einzige Figur
ist straff geführt. Ueberall merkt man die Ohnmacht
des Autors, den Charakter konsequent zu Ende zu denken. Nau-
manns Menschen thun Dinge, wie sie eben nur in unwahren Dich-
tungen gethan werden, sie handeln, wie sich's der Autor zurechtlegt
in seiner abstrakten Phantasie, die sich ganz vom realen Leben
entfernt.

Die Darstellung wußte begreiflicherweise nicht recht, was sie mit
dem Stücke anfangen sollte. Die königlichen Schauspieler, die so
wenig Gelegenheit haben, sich modern zu geben, fühlten zunächst das
deklamatorische Element in dem Ikarus heraus und stimmten bis auf
Herrn Keßler, der den Doktor Menk, eine kleine Episode
gab, ihre Leistungen auf diesen Ton. Herr Ludwig spielte den
Robert-Ikarus mit dem Feuer eines Schillerschen Helden und dem
ganzen Pomp Hendrichsscher Rhetorik. Frau Conrad (Martha)
war anfänglich etwas nüchtern, fand aber dann warme
und rührende Töne. In die Szene mit der betrogenen
Gattin klang echte Leidenschaft, wilde Verzweiflung hinein. Die
klare Konzeption der Conradschen Auffassung konnte die Widersprüche
des Dichters einigermaßen ausgleichen. Die brave hausbackene
Gattin Roberts spielte Frau v. Hochenburger einfach und
wirkungsvoll. Den Theaterpastor Kern stellte Herr Molenar
wenigstens manchmal auf die Erde. Ewig reden zu müssen, nie
etwas thun zu können, muß für ein so kräftiges Talent, wie Herr
Molenar, unerträglich sein. Der unglückliche Pastor ist eben nur
dazu da, im entscheidenden Moment zu verfluchen, zu segnen oder
biblische Geschichten zu erzählen.

Die Regie hatte sich viele Mühe gegeben, um den Flug des Ikarus
zu einem glücklichen Ende zu führen, es konnte ihr nicht gelingen.
Ein Ikarus ist zum Fall prädestinirt.

Ferdinand Runkel.